

rens der Alltag derer, für die Reparieren weder Kunst noch Hobby, sondern mitunter schambesetzte Notwendigkeit ist.

Die Zusammenhänge zwischen Produktion und Reparatur eröffnen ein weiteres zentrales Forschungsfeld. Die bisher weitgehend unerforschte Geschichte des Kundendienstes ist ein vielversprechendes Beispiel. Die Garantie, einen Gegenstand reparieren lassen zu können, war durchaus ein Kaufargument, wie Bernasconis Studie zu den teuren Uhren des 18. Jahrhunderts zeigt, und auch Christian Zumbärgels Untersuchung zur Instandhaltung von Wasserkraftanlagen im 19. Jahrhundert macht dies deutlich. Der Kauf einer modernen Turbine war nur dann attraktiv, wenn auch der Kundendienst zur Instandhaltung und Reparatur vor Ort verfügbar war. Hier wie auch an vielen anderen Stellen regt der Band zum Weiterforschen an. Neugierig machen zum Beispiel auch die Ausführungen von Stefan Laser, der die rechtlichen Rahmenbedingungen des Reparierens anspricht und damit die Frage, wie Kulturen der Reparatur auch von rechtlichen Regelungen, Verboten und Fördermaßnahmen geprägt sind.

Das Verdienst des Bandes liegt darin, Neugierde zu wecken und weitere Forschung anzuregen. Ein Sammelband kann hier nur erste Einblicke in das Potenzial eines Themenfeldes geben. Angesichts der Herausforderung, Kulturen des Reparierens überhaupt erst als Thema zu etablieren, ist es kein allzu großes Manko, dass die Beiträge recht disparat sind und ihren Gegenstand teilweise sehr deskriptiv präsentieren. Was hier als erhellend gelten kann und was nicht, liegt dabei auch im Auge der LeserInnen, denn die unterschiedlichen Fachkulturen der BeiträgerInnen sorgen für einen heterogenen Mix an Darstellungsweisen und Ansätzen. Wer sich mit dieser Vielfalt auseinandersetzt, wird mit einem

sensibilisierten Blick auf den menschlichen Umgang mit Dingen und Infrastrukturen belohnt und mit der Einsicht, dass es in der Tat fast an ein Wunder grenzen kann, wenn Dinge dauerhaft einwandfrei funktionieren.

Reinhild Kreis (Mannheim)

Vlad der Pfähler – Dracula

Thomas M. Bohn/Rayk Einax/Stefan Rohdewald (Hg.), Vlad der Pfähler – Dracula. Tyrann oder Volkstribun? Wiesbaden (Harrassowitz) 2017, 320 S., 57 Abb., 64,00 €

Vlad der Pfähler Dracula ist eine historische Figur, deren internationaler Ruhm auf Verwechslung beruht. Bram Stokers Vampir hat eigentlich mit Vlad III. von der Walachei nur den Namen gemeinsam, aber dennoch hat diese Verwechslung auch auf die Historiographie einen Einfluss, da sie die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem historischen Fürsten anregt. Wenn man sich seine kurzen Herrschaftszeiten vergegenwärtigt (wenige Wochen 1448, sechs Jahre zwischen 1456 und 1462 und dann wieder vier Wochen 1476), könnte man eigentlich meinen, dass Vlad nicht zu den markantesten Fürsten der europäischen Geschichte gehört. Doch bereits zu Lebzeiten erlangte er einige Berühmtheit als besonders brutaler Herrscher. In Rumänien, wo die Dracula-Vampirgeschichte lange Zeit wenig bekannt war, ist Vlad dagegen als ein Verteidiger des Vaterlands gegen die Osmanen bekannt, selbst wenn er eher ein Nationalheld der zweiten Reihe ist.

Der Titel des vorliegenden Sammelbands spielt auf diese beiden Bilder – des Tyrannen und des Verteidigers des Volkes (»Volkstribuns«) – an. Es geht den Herausgebern darum, die stark voneinander divergierenden Bilder Vlads zu

besprechen und Einblicke in deren Geschichte zu geben. Sie gliedern deshalb den Band in vier Teile. Der erste widmet sich der Einordnung des walachischen Fürsten in den regionalen Kontext und der zweite analysiert das frühe Bild Vlads als Türkenbekämpfer und Tyrann. Im dritten Teile werden Vlads Strategien und Denkkategorien gedeutet, während der vierte Teil die späteren Bilder Vlads als Tyrann, Nationalheld oder Vampir in den Blick nimmt. Das Ganze wird mit einem Beitrag Daniel Ursprungs abgerundet, der zum Ziel hat, größere Entwicklungslinien nachzuzeichnen.

Der Sammelband verbindet somit Aufsätze, die sich auf die Ereignisgeschichte konzentrieren und sie zu deuten versuchen, mit solchen, die sich dem zeitgenössischen wie späteren Bild des Herrschers widmen. Dabei schwankt der Band zwischen dem Willen, die besondere Gewaltpolitik Vlads erklären zu wollen, und dem Negieren, dass die von ihm ausgehende Gewalt außerordentlich gewesen sei beziehungsweise der Tendenz, diese Gewalt ganz zum Mythos zu erklären. In der Tat ergibt eine Lektüre dieses Bands, dass wohl Beides zutrifft: Vlad wandte im Kontext der wechselreichen Kämpfe im osmanisch-ungarischen Grenzland drastische Methoden an, um sich durchzusetzen oder schlicht zu überleben, aber zugleich kursierten im Ausland schnell Erzählungen, die wenig mit seiner tatsächlichen Herrschaftspraxis zu tun hatten.

Als Einstieg in die Ereignisgeschichte und ihre Deutungen empfiehlt sich neben dem Aufsatz von Hans-Christian Maner zu den Beziehungen zwischen Vlad und seinem Cousin Stefan dem Großen von der Moldau im ersten Teil des Bandes der im dritten Teil enthaltene Aufsatz von Albert Weber, der Vlads politische Strategien rekonstruiert und seine Gewaltanwendung auslegt. We-

ber deutet Vlad als einen »politischen Unternehmer« in einer Situation, wo der Kampf zwischen Ungarn und dem Osmanischen Reich um die indirekte Kontrolle der Walachei tobte, lokale Fürsten Klienten einer dieser beiden Großmächte waren und stets eine sehr fragwürdige Legitimität besaßen. Weber kann schlüssig erklären, warum Vlad dreimal die Seiten wechselte. Auch wird aus diesem Beitrag das wiederholt brutale Vorgehen Vlads etwas begreiflicher: Vlad habe damit sowohl auf die stetigen inneren Kämpfe zwischen den Bojaren und um die Legitimität seiner Herrschaft reagiert, als auch Gewalttaten als Loyalitätsbeweise gegenüber der jeweiligen Schutzmacht eingesetzt.

Webers Deutungen revidieren die Sichtweise der rumänischen nationalistisch eingestellten Historiographie, die in den Donaufürstentümern Staaten und in Vlad einen Türkenbekämpfer sieht, der die Nation hinter sich versammelte. Ein ganz anderes Bild als Weber liefert jedoch Castilia Manea-Grgin, die den Deutungen der rumänischen Nationalhistoriographie deutlich näher steht als Weber. Sie interpretiert Vlad III. und den letzten bosnischen König Stefan Tomašević als Herrscher, die zumindest eine Äquidistanz zwischen der Pforte und Ungarn zu wahren versuchten. Sie bestreitet, dass Vlad zu den Osmanen wechselte oder besonders brutal vorging, und möchte lieber in ihm grundsätzlich einen Kreuzzügler sehen.

Manea-Grgin deutet zudem das Ergebnis des osmanischen Feldzugs gegen Vlad 1462 signifikativ anders als ein anderer Beiträger, Adrian Gheorghe. Während Manea-Grgin eher ein Unentschieden vermutet, sieht Gheorghe in klarer Abgrenzung zur nationalistischen Historiographie einen deutlichen Sieg des Sultans, der seine Ziele erreicht und deshalb schnell zu einem anderen Kriegsschau-

platz geeilt sei. Gheorghe bietet insgesamt eine detaillierte und dezidiert revisionistische Geschichte des Feldzugs von 1462 an: Vlad habe nur kleine Truppenkontingente zur Verfügung gehabt und sich wohl auf ungarische Hilfe gestützt (Weber und Manea-Grgin glauben dagegen nicht an eine solche Hilfe); die Osmanen hätten bei Weitem kleinere Truppen gehabt als lange Zeit vermutet. Dennoch waren die osmanischen Kontingente beeindruckend, was laut Gheorghe daran lag, dass Mehmet II. sich auf einen Krieg mit Ungarn vorbereitet hatte. Die berühmten Nachtangriffe auf das Lager des Sultans (es gab laut Gheorghe zwei und nicht einen, wie gewöhnlich angenommen) seien verzweifelte Versuche Vlads gewesen, den Sultan oder seinen, mit diesem verbündeten, eigenen Bruder Radu zu töten.

Die in mehreren Beiträgen entwickelten Überlegungen zur Geschichte des Draculabildes verfolgen unterschiedliche Ziele. Paul Srodecki und Gabriele Annas zeigen, dass Vlad im späten 15. und im 16. Jahrhundert durchaus auch positiv dargestellt werden konnte. Dietmar Müller und Tuomas Hovi gehen hingegen auf Rezeptionsvorgänge seit den 1970er Jahren ein. Müller analysiert die Gründe für das kommerzielle und ästhetische Scheitern eines rumänischen Films über Vlad, der sich zwar aufgrund der Verwechslung mit dem Vampir Dracula im Ausland verkaufte, sich jedoch weniger Zuschauer erfreute. Tuomas Hovi untersucht die Angebote heutiger Reiseagenturen und stellt fest, dass sehr unterschiedlich mit den Erwartungen der westlichen Touristen an Dracula umgegangen wird. Während manche die Verwechslung zwischen Vampirgrafen und walachischem Fürsten fördern, haben andere den Anspruch, Wissen über den historischen Vlad zu vermitteln.

Viele der Beiträge setzen sich besonders mit dem Bild Vlads als tyrannischem und grausamem Herrscher auseinander. Genauso wie bei den Betrachtungen zur Ereignisgeschichte werden dabei unterschiedliche, teils konträre Deutungen entwickelt. Der Band liefert aus Sicht des Rezensenten fünf Interpretationen für die Popularität der Vlad-Gruselgeschichten im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit.

Erstens vermuten Thomas Bohn und Manea-Grgin hinter den Pamphleten eine ungarische Rufmordkampagne, was sicherlich Teil der Geschichte ist, aber als Erklärung nicht ausreicht. Zweitens sehen Cornelia Soldat und auch Bohn in ihren Aufsätzen zu den Bildern Vlads und Ivans des Schrecklichen in den Dracula- und Ivanschriften eine kommerzielle Verwertung von Klischees und Bildern, die eine Orientalisierung dieser beiden Herrscher zur Folge hatte. Ein kommerzielles Potenzial der Draculagegeschichten war sicherlich vorhanden und doch erklärt diese Feststellung nicht, worin der Reiz der Gewaltgeschichten für den Leser genau lag. Soldat stellt die These auf, wonach Bilder von grausamen »Türken« und Moskowitern zur Überredung des Reichstags gedient hätten, Subsidien zu zahlen. Während dies für das Türkenbild plausibel ist, bleibt unklar, welche Kriegspläne die Kaiser gegen die Zaren gehegt hätten.

Drittens entwickelt David Goldfrank die Idee eines Einflusses des säkular ausgerichteten indo-persischen politischen Denkens, das Strenge und Furchteinflößen als Herrschaftsinstrumente valorisiert habe und von der pseudo-aristotelischen *Secreta secretorum* vermittelt worden sei. Jedoch erscheint ein solcher Einfluss schwer nachzuweisen, auch weil die diskursiven Gemeinsamkeiten zwischen diesen Schriften eher allgemeiner Natur sind. Viertens betont Cora

Dietl in ihrem Aufsatz zum einflussreichen Draculagedicht des Michel Beheims den moralisch-religiösen Inhalt der Geschichten, der vor dem Hintergrund von apokalyptischen Naherwartungen zu verstehen sei – eine These, die im Aufsatz von Christof Paulus Unterstützung findet und überzeugt.

Fünftens liefert Daniel Ursprung gleich mehrere Deutungen. Während er nicht glaubt, dass es eine diskursive Verortung Vlads im Orient gegeben habe, verteidigt er die These, dass die Draculabilder in eine Konjunktur der Gewaltdarstellung um 1500 einzuordnen seien. Diese stehe mit einer Wende hin zur Betonung der fürstlichen Strenge und einer tatsächlichen Zunahme der herrschaftlichen Gewalt in Zusammenhang. Vlads gewalttätiges Vorgehen sei dabei keine Ausnahme gewesen. Schließlich sieht Ursprung in den Draculaschriften eine implizite Herrschaftskritik – eine These, die im Unterschied zu der einer Hochkonjunktur der Gewaltdarstellung auf einer eher dünnen Beweisführung beruht.

Der Sammelband bietet somit viele Thesen, die es sich lohnt zu besprechen; er erfüllt seine Funktion, Impulse der Vlad-Forschung zu bündeln und zur Diskussion zu stellen. Es ist nur etwas schade, dass die Herausgeber die Spannungsverhältnisse zwischen den Beiträgen in der Einleitung nicht klarer thematisiert haben und mit dem Problem divergierender Deutungen nicht offensiver umgegangen sind. Der Rezensent hätte sich einen Vergleich zwischen den Aufsätzen und auch eine Positionierung der Herausgeber gewünscht. Dies hätte sicherlich geholfen, wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit den einzelnen Interpretationen anzuregen.

Damien Tricoire (Halle/Saale)

Polizeidiener im 19. Jahrhundert

Timo Luks, Schiffbrüchige des Lebens. Polizeidiener und ihr Publikum im neunzehnten Jahrhundert (Industrielle Welt, Bd. 98), Wien/Köln/Weimar (Böhlau) 2019, 342 S., 39,99 €

Wer künftig über innere Repression und ebenso über Sozialproteste im 19. Jahrhundert arbeitet, wird an diesem Buch von Timo Luks kaum vorbeikommen. Zunächst: Luks geht es nicht um die Repressivinstitution Polizei in einem abstrakten Sinne. Im Fokus seine Interessen stehen Subjekte, unscheinbare Akteure, die in Studien zur Polizeigeschichte kaum hervortreten: nämlich die unteren Chargen, die »einfachen Polizeidiener« oder auch »gemeinen Polizeisoldaten«, wie sie im zeitgenössischen Jargon genannt wurden. Luks thematisiert vorwiegend an bayerischem Material das »polizeidienerliche self-fashioning«, die Ausbildung und Erzeugung von Identitäten der unteren Polizeimannschaftsteile in einer Zeit, als es »weder eine geregelte Mannschaftsausbildung noch berufliche Interessensvertretungen« gab. Es war deshalb bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts, so Luks' zentrale These, die »Ausarbeitung einer Verhaltenslehre der Artigkeit, Besonnen- und Bescheidenheit« – ein sich erst allmählich entwickelndes Tugend- und Verhaltensraster also –, die zum »Fluchtpunkt polizeidienerlicher Selbstbildung und [zum] Instrument der Regulierung des Verhältnisses von Polizei und Publikum« wurde.

Zur Sozialstruktur der Polizeidiener konstatiert Luks, was sich beispielsweise auch für die Aufständischen der Pariser Junischlacht 1848 und die ihnen gegenüberstehende Mobilgarde beobachten lässt: Die Polizisten auf den untersten